



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nemo: Randglossen zum Tage : An den Herausgeber

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Greisenalter der Völker.“ Dieses vortreffliche Wort Friedrich Naumanns sollte denjenigen als Leitstern dienen, welche nach Friedensschluß über die Demobilisierung der weiblichen industriellen Armee zu entscheiden haben. Nicht nur wirtschaftliche (Freimachen der Arbeitsplätze für den heimkehrenden Mann), sondern vor allem rassenhygienische Gründe sind es, welche zu einem umfangreichen Ausscheiden der Frauen aus der im Kriege in höchst anerkenntniswerter Weise übernommenen gewerblichen Arbeit zwingen.



Randglossen zum Tage

An den Herausgeber



Is wir noch Kinder waren, sehr geehrter Herr, und unsere Kenntnisse nur aus den Märchenbüchern schöpften, da war die Sache ganz einfach. Da gab es zwar gute und böse Könige, aber ob man sie liebte oder fürchtete, sie waren unterschiedslos von der Übermenschlichkeits-Mystik des Königtums umwoben. Das kam daher, daß sie stets die Krone auf dem Kopfe trugen, mochte es regnen oder die Sonne scheinen, und daß es in den Märchen keine Parlamente und keine Zeitungen gab und die Zwischenstufen fehlten, die heute vom Staatsbürger zum König überleiten, also daß die ungeheure, Ehrfurcht einslözende Klust nicht mehr da ist. Während wir heranwuchsen und viel lernten, gingen in uns und um uns Dinge vor, die die Sache mit den Königen sehr komplizierten. Wir lernten die philosophische Lupe handhaben und neben anderen Begriffen auch das Königtum unter die Linse legen, wir guckten mit dem Operngucker der Presse in die Königspaläste und sahen, daß die Monarchen die Krone auch hie und da ablegten und sich in den Hemdsärmeln menschlicher Schwächen zeigten. Man stellte uns auf dem politischen Spielplatz einen Mann hin, der Minister genannt wurde und nach dem wir je nach der Bitterung mit Schneebällen oder Steinen werfen durften, wenn unsere unzufriedenen Gemüter wünschten, daß der König etwas tue oder unterlasse. So wurden wir groß und ganz gescheit und sehr respektlos und glaubten nicht mehr an den Märchenkönig, der in seiner Güte oder Bosheit so unerreichbar über allen Menschen stand. Und dann kam der Krieg und ein paar Könige nahmen betrübt ihre Krone vom Kopf, zogen ihren Purpurmantel aus und wurden ganz gewöhnliche Menschen, und darunter war der einzige noch existierende, der mit wirklich märchenhafter Macht seine Untertanen in den finstern Kerker zu werfen pflegte und allem Menschlichen entrückt so recht das Dasein des bösen Königs im Märchen führte. Die royalistische Mystik verlor ihr größtes Revier. Nun wackelt wieder eine Krone bedenklich, obwohl hilfsbereite Hände den Träger bei dem Versuch, sie festzuhalten, unterstützt haben. Ferdinand, der Weinerliche, ist der Träger, ein König, von dem man sagen kann, daß sein Charakterbild in der Geschichte viel weniger schwankt, als er selbst, wenn er ein bißchen was getrunken hat. Die Behauptung, daß er die berühmte Definition erfunden habe, „ein Mann ist betrunken, wenn er nicht mehr auf dem Boden liegen kann, ohne sich festzuhalten“, ist vielleicht apokryph, aber daß er auf die Wein- und Litorpreise Rumäniens stark zu wirken pflegt, steht fest. Dem Mittelstand unter den Königen gereicht er nicht zur Zierde und man kann es denjenigen seiner Untertanen, die den Segen seines erleuchteten Waltens genossen haben und nicht durch englisches oder

französisches Geld gerade für diesen Herrscher begeistert wurden, nachfühlen, wenn sie einem Personenwechsel geneigt sind und sich nicht vor Schmerz zerreißen werden, wenn Ferdinand dem Verein ehemaliger Könige als aktives Mitglied beitrifft.

Aber so nüchtern vernünftig der Monarchismus in der ganzen Welt geworden ist, seitdem man die Könige ganz aus der Nähe betrachten kann, auch der Beitritt dieses Mitgliedes zur Gesellschaft gewesener Könige wird an der inneren Stellung aller Menschen, die aus dem Kriege etwas gelernt haben, zur Monarchie nichts ändern. Unbarmherzig haben sich im Sturme der Zeit die Schwächen einiger Monarchien, die in der Schwäche und Einsichtslosigkeit ihrer Monarchen wurzeln, enthüllt. Ebenso scharf hat sich aber auch der Wert anderer Monarchien und die Bedeutung ihrer tüchtigen und einsichtigen Monarchen ins Licht gestellt. Und gerade deshalb stehen diese heute innerlich fester da, als jemals, weil die Bewährung im Sturm der Zeit ihren vollen Wert erwiesen hat. Außerdem haben Republiken und ihre Präsidenten gezeigt, daß man in der „Musterdemokratie“ mit aller Seelenvergiftung, Wahrheitsvergewaltigung und Freiheitsunterdrückung der schlimmsten Absoluten arbeiten kann, ohne daß man dabei durch die Demokratie irgendwie gestört wird. So gleicht sich die Sache aus und es bleibt ein Saldo zugunsten der Könige, die zugleich tüchtige, einsichtige und pflichttreue Männer sind, in einer Monarchie, die freihetlich alle guten Kräfte einbindet. Dabei wird es bleiben, auch wenn sich Ferdinand, dem Tränenreichen, noch ein gewogener und zu leicht befundener Kollege gesellen sollte. Höchstens, daß die Kindermärchen der Zukunft eine kleine Änderung erfahren. Etwa so:

Es war einmal vor langen Jahren ein König. Der fragte eines Tages, als er sich morgens auf den Thron setzte und sich sein Szepter reichen ließ, um ein bißchen zu regieren, seinen obersten Ratgeber: „Mein lieber Großwesier, ich habe da beim Frühstück in der Zeitung allerlei aus den Nachbarreichen gelesen, das mir gar nicht gefällt. Stürmische Volksversammlungen, in denen wilde Reden geführt werden. Man spricht von Revolution, in der Hauptstadt von Asturia sollen heute Nacht Barricaden gebaut worden sein und dergleichen unliebsame Vorkommnisse mehr. Da ist es Zeit, daß wir etwas tun, um die Stellung unseres Thrones zu festigen. Was können wir tun?“ „Majestät,“ antwortete der Großwesier, „Sie können zweierlei tun. Sie können die verfassungsmäßigen Garantien aufheben, die Zeitungen unterdrücken, alle Versammlungen verbieten und jede etwa aufkeimende freiheitliche Bewegung mit rücksichtsloser Gewalt niederwerfen. Oder“ — hier zögerte der greise Ratgeber, indem er den König aufmerksam ansah, „Sie können das Gegenteil tun — aber dazu gehört mutiges Vertrauen — und jeden Unterschied in der Bemessung politischer Rechte beseitigen, indem Sie jedem Mann den Zutritt zur großen Ratsversammlung des Landes gleichmäßig gewähren, was immer diejenigen Gruppen sagen mögen, die bisher auf den nummerierten Vorzugspätzen doppelt und dreifach soviel Platz beanspruchen durften, als die anderen.“ Der König richtete sich hoch auf und rief: „Glaubt Ihr, es sei allein den Professoren vorbehalten, aus der Geschichte zu lernen und den Zeitungsschreibern, die Zeichen der Zeit richtig zu deuten? Hier!“ Und er zog eine Pergamentrolle aus der Tasche seines Purpurmantels und reichte sie dem Wesier. „Das habe ich niedergeschrieben, als mir so recht klar wurde, daß kein Volk es sich redlicher verdient hat als das unsere, daß alle ihm Angehörigen ohne Unterschied der Geburt an allen Rechten beteiligt und nur nach dem Unterschied der Begabung zur Vollführung aller Pflichten zugelassen werden.“ Der Wesier las und lächelte zufrieden. „Majestät,“ sagte er, „verzeihen Sie einem alten Manne, der es nicht lassen konnte, Sie, wenn auch nur einen Augenblick auf die Probe zu stellen. Ich wußte, daß Sie über meinen ersten Vorschlag nicht einmal nachdenken würden.“ „Und ich wußte,“ sagte der König, königlich lächelnd, „als ich Sie um Rat fragte, genau, was ich wollte und was Sie ernstlich raten würden. So haben wir einander nichts vorzuwerfen.“ Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben und regieren sie heute noch.

So etwa wird's in den Märchenbüchern einmal zu lesen sein und die realistischen Kinder der Zukunft werden vor dem klugen König denselben Respekt haben. Und wir als Kinder vor den unnahbaren Königen unserer Märchen gehabt haben. Nur wenn ein böshafter Spatzvogel von Märchendichter einen König schildert, der ein Schwächling und Schädling ist, so werden die Schullehrer der Zukunft solch ein respektloses Märchen ruhig sogar in der Schule vorlesen, denn sie wissen, daß es nichts verderben kann. Auch wenn ein Grimm oder Bechstein der Zukunft einmal ein Märchen dichtet, betitelt „Der böse König und der gute Präsident“, so wird das auch nichts schaden. Dafür haben Poincaré und Wilson gesorgt.

Zhr

Nemo



Neue Bücher

Friedrich Meinecke, „Weltbürgertum und Nationalstaat“. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. 4. durchgesehene Aufl. 1917. 534 S. München und Berlin, R. Oldenbourg. Brosch. 13 M.

—, „Preußen und Deutschland im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert.“ Historische und politische Aufsätze. 1918. 552 S. Ebenda. Brosch. 14 M.

Daß ein Buch wie Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat“ im Kriege zwei Neuauflagen erleben kann (die 3. Aufl. erschien 1915), möchte man als ein glückliches Anzeichen dafür nehmen, wie ernst das Deutschland von heute auch mit seinen inneren nationalen Problemen ringt. Hat es doch den Anschein, als ob dem durch sein „Zeitalter der deutschen Erhebung“ weitbekanntem Berliner Historiker auch auf dem steilen und mühsamen Pfade einer ideengeschichtlichen Untersuchung breitere Kreise Gefolgschaft leisten. Manches überraschender und wertvoller Blick in verborgene Tiefen und weite Fernen unserer nationalstaatlichen Zusammenhänge wird sie für die aufgewandte Mühe reichlich entschädigen. Meinecke hat gegenüber einem seiner Kritiker betont, daß es sich für ihn keineswegs darum gehandelt habe, „nur den Wechsel gedanklicher Gebilde und die Auswirkung intellektueller Kräfte“ darzustellen. Indem er den „ganzen Befreiungs- und Reinigungsprozeß der nationalen Ideen“ aus ihren kosmopolitisch-universalistischen Verbrämungen und Verpuppungen heraus zu zeigen sucht, legt er auf das Willens- und Gefühlsmäßige neben dem Intellekt entscheidenden Wert, denn beide Momente sind ihm in der historischen „Idee“ enthalten, die eben nicht allein von des „Gedankens“ Blässe angekränkt ist. Allerdings werden diese Ideen gleichsam in ihrer Sublimierung, „auf dem schmalen Gratwege nämlich, den die Tendenzen der großen politischen Denker Deutschlands darstellen“, verfolgt. Das hängt damit zusammen, daß Meinecke entschieden den Standpunkt individualistischer Geschichtsschreibung vertritt. Mit dem „von starken Individuen getragenen Wachstum geistigen Lebens — so rechtfertigt er gelegentlich seine Auffassung — beginnen, wie die historische Erfahrung lehrt, alle großen geistigen Massenbewegungen; von den Wenigen sichert es zu den Vielen hinunter.“ Trotzdem verfällt Meinecke nicht in den Fehler, das kollektivistische Entwicklungsmoment zu vernachlässigen. „Ich habe die erschütternden und aufrüttelnden Wirkungen der politischen Ereignisse zwischen 1801 und 1815 bei der Behandlung der einzelnen nationalen Denker immer wieder betont“. Doch darf man eben diese äußere Einwirkung auch wieder nicht übertreiben. Wir heben das hier heraus, weil erst jüngst wieder von einem übrigens sehr feinen und gedankentiefen Autor behauptet wird: „Deutschland ist zum Nationalstaat allmählich zusammengedrückt worden, es hat sich nicht zu ihm ‚entwickelt‘“ (Scheler, Ursachen des Deutschenhasses, 1917). Eine solche innere Entwicklung ist zweifellos